Ich fahre nicht Auto

von Elisabeth Podgornik

Erzählt man Menschen des 21. Jahrhunderts, man besitze weder Auto noch Führerschein, reagieren sie, als habe man verkündet, der Mafia entkommen zu sein und sich in einem Zeugenschutzprogramm zu befinden. Ein Leben ohne Motorisierung kommt beinahe einem Verbrechen gleich. Verdächtigungen steigen auf wie mit Helium gefüllte Ballons.

„Sind Sie eine Grüne?", wird man befragt. (Verfügen Politiker der Grünen und all ihre Anhänger über eine verwaiste Garage? Wenn ja, scheint mir etwas entgangen zu sein.) Oder: „Leben Sie in Wien?" Offensichtlich wird immerhin unserer Hauptstadt zugetraut, seine Bürger ausreichend mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu versorgen. Allerdings lebe ich in St. Pölten, was die irritierten Blicke noch intensiviert. Die wohl interessanteste Reaktion kam vor einigen Jahren von einem Mann mit Zweit- und Drittwagen und lautete, vorgetragen mit wissender Miene: „Sie haben wohl ein Alkoholproblem?" (Nein, habe ich nicht, und ich konsumiere auch kein Kokain, bin nicht abhängig von irgendwelchen Medikamenten oder dem Doping verfallen!)

Hat man die Menschen überzeugt, an keiner seltenen Krankheit zu leiden, sondern im vollen Bewusstsein und ohne Zwang auf einen Führerschein zu verzichten, so lautet die nächste Frage natürlich: „Wie geht das, ohne Auto?"

Meine Antwort darauf, die kaum jemand zu verstehen scheint: „Prächtig!"

Ich lebe in einer Stadt, deren öffentliches Verkehrsnetz untertags gewährleistet, mich an jeden Ort zu bringen, den ich erreichen möchte. Die Bushaltestelle befindet sich keine drei Minuten von meiner Wohnung entfernt und zwischen fünf Uhr morgens und sieben Uhr abends rauscht im Fünfzehnminutentakt der Citybus durch die Stadt, der mich meist am Bahnhofsvorplatz wieder ausspuckt. Von hier aus schlendere ich entweder zu Fuß in die Innenstadt – wie alle anderen auch, da es sich um eine Fußgängerzone handelt – oder ich betrete den Bahnhof und brause mit einem der Züge weiter an meinen Bestimmungsort.

Abends, nachts oder an Sonn- und Feiertagen wird die Sache allerdings heikel. Der öffentliche Verkehr scheint vor allem auf brave Bürger ausgelegt zu sein, die um zwanzig Uhr bereits vor dem Fernseher sitzen und sich nicht mehr auf den Straßen herumtreiben. Ich gehöre nicht zur TV-Generation und schnappe mir dann – in Ermangelung anderer Möglichkeiten – ein Taxi.

Zu teuer, rufen Sie aus? Mitnichten! Da meine Einkünfte nicht in einem fahrbaren Untersatz stecken, stellt eine Taxifahrt keinen Luxus für mich dar. Überlegen Sie: weder Kosten für den Führerschein noch für die Anschaffung eines Wagens, keine Versicherung, Wartung, keine Winterreifen und vor allem kein Stopp an der Tankstelle!

Schon allein der finanzielle Aspekt spricht für sich, aber darüber hinaus gibt es noch genug andere Punkte, die mein autofreies Leben rechtfertigen. Ich schone meine Nerven, denn Rushhours beeinträchtigen mich nur peripher. Sollte ich wirklich mit dem Bus im Stau stecken – per Bahn ohnehin nicht möglich –, packe ich ein Buch aus und gebe mich meinem Lesevergnügen hin, während vor, hinter und neben mir die Massen zwischen Depression und Aggression hin- und herpendeln. Ich konzentriere mich nicht auf den Verkehr, weil es nicht notwendig ist, mache nichts Verbotenes, wenn ich während der Fahrt telefoniere, und kann ohne schlechtes Gewissen meinen Gedanken nachhängen, da ich nicht die Befürchtung hegen muss, eine rote Ampel zu übersehen oder eine alte Dame hinwegzuraffen, die den Marathonlauf über den Zebrastreifen nicht rechtzeitig geschafft hat.

Und um die grüne Frage aufzugreifen: Ja, ich trage meinen Teil zum Umweltschutz bei. Ob dieser nun grün, rot, schwarz oder lila ist, macht für mich keinen Unterschied.

„Man ist nicht flexibel!", jammern die Leute, wenn ihr Auto streikt und sie nicht wie gewohnt direkt vor der Tür eines Kaufhauses halten können. Ich stimme zu. Sie sind nicht flexibel in Ihrem Denken, aber das hat nichts mit dem Besitz eines Autos zu tun. Sicherlich – wenn ich beschließe, nach Salzburg zu fahren, muss ich erst einen Fahrplan zurate ziehen und kann nicht sofort losdüsen. Aber ich bin eben beweglich genug, eine Stunde zu warten, um mich dann erst auf den Weg zu machen. Und ich gehe gerne ein paar Schritte zu Fuß. Eine Stadt lernt man nur auf diese Art kennen. Parkhäuser und –plätze sind nicht unbedingt die Sehenswürdigkeiten, die ich anziehend finde. Ich will die kleinen Gassen erforschen, in die sich Autofahrer nur verirren, wenn sie das Einbahnsystem nicht durchschauen, die Plätze, die fernab der touristischen Highlights versteckt sind und sich nicht um die Versorgung der motorisierten Klasse scheren, weil sie froh sind, die Abgase, den Lärm und das Parkchaos fernzuhalten. Das Leben einfach – nicht die wohlorganisierten Systeme, die nach dem Prinzip „nur eine Minute bis zu Denkmal X" die Menschen in festgelegten Routen durch die Orte schleusen.

Ich gebe allerdings zu, einen genetischen Vorteil mein Eigen zu nennen: Auch meine Eltern besitzen weder Auto noch Führerschein. In meiner Kindheit und Jugend unternahmen wir ständig irgendwelche Ausflüge – Wien, Linz, Salzburg, Prag, Nürnberg, Amsterdam und auch kleinere Ortschaften, denen man sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur listig annähern kann, habe ich besucht und dabei vieles gesehen, was andere wohl niemals entdecken werden. Diese autofreie Jugend, die ganz selbstverständlich für mich war, legte sicher den Grundstein für mein heutiges Verhalten. Sie lehrte mich, leeren Statussymbolen keinen Platz in meinem Leben einzuräumen. Es wurde kein Bedarf geweckt, der mit achtzehn Jahren mittels Führerschein und Wagen befriedigt werden musste. (Und nein, auch meine Eltern sind weder Grüne noch Anwärter auf eine Versorgung in einer Entzugsklinik oder ohnehin bereits unfähig, sich vom Fleck

zu bewegen. Ganz im Gegenteil: Sollte ich in dreißig Jahren noch halb so aktiv sein, wie sie heute, bin ich mehr als nur zufrieden.)

Übrigens, um den Kritikern zuvorzukommen und die Überraschung perfekt zu machen: Ich bin nicht in St. Pölten, also in der Stadt, aufgewachsen, sondern am Land, und meine Eltern wohnen noch heute dort. Wo früher zwei Lebensmittelhändler, eine Trafik und eine Postfiliale den Ortskern prägten, findet man heute nur gähnende Leere. Nahversorger sind rar geworden im ländlichen Gebiet – ohne Auto nicht mehr zu machen, hört man. Es ist schwieriger geworden, viel schwieriger, oh ja, aber mit ein bisschen gutem Willen lässt es sich organisieren.

Wenn man in einer Stadt lebt, so wie ich jetzt, steht man als Autofahrer im Grunde immer vor der gleichen Herausforderung: Wo finde ich einen Parkplatz? Manchmal amüsiere ich mich köstlich über Menschen, die viele Runden im Kreis fahren, die sie sich sparen hätten können, wären sie in einen Bus gestiegen. Denn in der Tiefgarage oder Kurzparkzone, in der sie irgendwann landen, weil in einer Stadt eben selten kostenfreie Plätze zu finden sind, berappen sie mehr als sie für ein Busticket ausgegeben haben würden. Viele jener Leute, die meinen, man sei zu sehr von Fahrplänen abhängig, benütze man Bus oder Bahn, starren ständig auf ihr Handgelenk, um das Ablaufen der Parkuhr nicht zu verpassen. Dazu erübrigt sich wohl jeder Kommentar.

Natürlich erlebt man auch Merkwürdigkeiten, so zum Beispiel geschehen in der Vorweihnachtszeit des Jahres 2007. Wie üblich wurde an den vier Adventsamstagen in der Innenstadt keine Parkgebühr eingehoben, doch aus heiterem Himmel war an diesen Tagen plötzlich eine Gratisfahrt mit dem Citybus nicht mehr vorgesehen. Ich schrieb eine E-Mail – und ich nehme an, es war nicht die einzige, die bei der zuständigen Stelle einlangte, da am zweiten Adventsamstag auch die kostenfreie Benutzung der Citybuslinien wieder propagiert wurde.

Zu den Absonderlichkeiten, die sich einem Tag für Tag auftun, zählen sicher auch jene Jogger, Walker oder Spaziergänger, die drei Minuten mit ihrem Auto zum in der Stadt befindlichen Erholungsgebiet fahren, um sich dort dann die ersehnte Bewegung zu verschaffen und naturnah ihre Freizeit zu verbringen. Weshalb sie ihren Wagen nicht stehen lassen und die paar Schritte zu Fuß oder per Rad zurücklegen, ist ein Geheimnis, das es noch zu ergründen gilt.

Oft fehlt uns allen vielleicht einfach nur der Weitblick – dem häufig beschworenen Mann (und auch der Frau) von der Straße, der Wirtschaft und im besonderen Maße der Politik, die sich von einer Legislaturperiode zur nächsten handelt und hinter sich die Sintflut walten lässt, was wahrscheinlich näher an der Wahrheit liegt, als diese Redewendung vermuten lassen würde. Ich habe keine Kinder, möchte aber, dass auch die nächste und übernächste Generation nicht vor einem Umweltdisaster steht, das nicht mehr

bewältigbar scheint. Wenn jeder einen kleinen Beitrag leistet, müsste es zu schaffen sein. Vor allem in den Städten, die längst erkannt haben, dass sie dem Verkehrsproblem nur dann zu Leibe rücken können, wenn sie der Bevölkerung Alternativen aufzeigen. Viele Wiener geben mir immer wieder zu verstehen, sich in ihrer Heimatstadt mit dem Wagen fortzubewegen, grenze beinahe an Dummheit.

Nicht überall ist das öffentliche Verkehrsnetz so gut ausgebaut wie in der Hauptstadt und nicht jeder ist so wie ich in der Lage, vollkommen auf einen fahrbaren Untersatz zu verzichten, dieser Realität muss man sich stellen, genauso wie man die Vorteile nicht negieren sollte, die eine Benützung von Bus, Zug und U-Bahn zweifellos bietet.

In einer halben Stunde werde ich die Tür meiner Wohnung hinter mir schließen, ein paar Schritte zur Bushaltestelle gehen und mit der Linie 5 zum Bahnhof fahren, um dort den Intercity nach Wien zu besteigen. Am Westbahnhof angekommen werde ich mich in den Untergrund begeben, die U-Bahn frequentieren, die mich beim Volkstheater wieder ausspucken wird, und einem Museumsbesuch frönen. Den Rückweg zum Westbahnhof trete ich zu Fuß an, lächle, wenn Autos in Schrittgeschwindigkeit an mir vorbeischleichen, ungeduldige Fahrer auf ihrer Hupe lehnen und irrationale Bemerkungen von sich geben, die sich auf ihre hoch geschätzten Mitmenschen beziehen. Manchmal denke ich dann an das Gedicht „Die Autofahrer", verfasst von Anton Krutisch, dem genialen Mundartdichter, und mein Schmunzeln vertieft sich.

Sie sehen: Ohne grün, lila oder neongelb zu sein, ohne dem Alkohol zu erliegen oder sich anderen Suchtmitteln hinzugeben – dann und wann auf einen Wagen zu verzichten, birgt durchaus Vorteile. Denken Sie daran, wenn Sie nächstes Mal zu Ihrem Auto hetzen und einen Zettel unter dem Scheibenwischer finden oder beim Bezahlen Ihres Parktickets ob der Summe aus allen Wolken fallen. Wenn Sie Ihre Runden drehen, um einen Parkplatz zu ergattern, der Ihnen dann von einem gegen die Einbahn fahrenden Rowdy weggeschnappt wird, den Sie mit Flüchen belegen.

Einen großen Pluspunkt öffentlicher Verkehrsmittel sollte man nicht unerwähnt lassen: Bus und Bahn sind Orte der Kommunikation, die sich nicht darauf beschränkt, sich von einem Autofenster zum anderen Unfreundlichkeiten an den Kopf zu werfen. Manche Personen trifft man tagtäglich, manche hin und wieder, andere nur ein einziges Mal. Die Unterhaltungen bleiben bisweilen an der Oberfläche, erreichen häufig jedoch eine Tiefe, die mit der Zeit aus Fremden Freunde werden lässt. Die Bezeichnung „öffentlicher Verkehr" gewinnt so – ganz abseits von lüsternen Hintergedanken – eine weitere Bedeutung. Wie all die anderen Dimensionen eröffnet sie Möglichkeiten, eine Zukunft zu planen, die stattfinden wird.